

7. Sekundärliteratur

Christian Friedrich Schwartz der deutsche Missionar in Südindien.

Pearson, Hugh

Basel, 1846

Achtzehntes Kapitel.

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Iamcotta in seiner Muttersprache für ihn predigte. Die Europäer, sagt er, kämen regelmäßig zur Kirche, wozu das gute Beispiel des befehlhabenden Offiziers sie aufmunterte. Die Christen im District Tinnewelly wohnten meist auf dem Lande und bildeten verschiedene Gemeinden. Er hätte auf Kosten des Hrn. Schwarz einige Capellen zu ihrem Gebrauche errichtet. Viele dieser Bekehrten seyen nicht nur dem Namen sondern der Wahrheit nach Christen. Man habe alle Ursache zu hoffen, fährt er fort, daß das Christenthum einmal im Tinnewelly-Gebiet allgemein werde. Er und Sattianaden hätten jeder für sich Gegenden des Gebietes bereist, wo das Wort Gottes noch nie gepredigt worden war; die Leute seyen mehrentheils aufmerksam und begierig zu hören; sie versammelten sich zu Hunderten und erwiesen ihm alle Achtung; Viele begleiteten ihn von Dorf zu Dorf. Sattianaden habe dieselbe Aufmerksamkeit genossen. Ueber dreißig Personen seyen nachgehends nach Palamcotta gekommen um unterrichtet und getauft zu werden. Solche glückliche Erfolge, bemerkt er, könnten oft erfahren werden, wenn solche Reisen häufiger wiederholt werden könnten.

Achtzehntes Kapitel.

Antrag des Unterhauses bei Erneuerung des Freibriefs der D. C. im Jahre 1793. Schwarzens Vertheidigung gegen Anschwärmungen der Mission von Hrn. M. Campbell. Behandlung der Täuflinge. Pocken. Zeugniß von Missionar Pezold. Bericht an die Gesellschaft für 1795. Wiederholte Untersuchung der Ansprüche Serfudschis auf den Thron von Tanjore. Schwarzens Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik. Ernennung zweier neuer Missionare für Indien. Schwarzens abnehmende Kraft. Seine Betrachtungen dabei.

Bei Erneuerung des Freibriefes der ostindischen Compagnie im Jahre 1793 wurde in einer Sitzung des

Unterhauses der Antrag gestellt: „Es sey der Gesetzgebung ganz besondere Pflicht auf jede rechte und vernünftige Weise das Wohl und Glück der Einwohner der britischen Besitzungen in Indien zu fördern; und es sollten zu diesem Ende solche Maßregeln ergriffen werden, die zu allmähligem Fortschritt in nützlichen Kenntnissen und ihrer religiösen und sittlichen Aufklärung dienen.“ — In Gemäßheit dieses weisen und wohlwollenden Antrags schlug ein ausgezeichnetes Mitglied des Parlaments (der sel. Will. Wilberforce) in dem damals in Berathung genommenen Entwurf zur Erneuerung des Freibriefs der Compagnie gewisse Bedingungen zu Gunsten der Errichtung von Freischulen und Aufmunterung christlicher Missionare in Indien vor.

So wichtig dieser Vorschlag war und so genau er auch mit den erklärten Absichten der Gesetzgebung übereinstimmte, erregte er doch so wenig Aufmerksamkeit und Theilnahme, daß man sich in Betracht der Vorurtheile vieler mit Indien betheiligter Personen in und außer dem Parlament nicht wundern darf, daß er ungünstig aufgenommen wurde. Der verstorbene Lord Melville, damals Kanzler der Schatzkammer, gestand die Wichtigkeit der Sache zu und versprach sie nicht aus dem Gesicht zu verlieren, äußerte jedoch Zweifel gegen ihre dermalige Zweckmäßigkeit, sowie seinen Wunsch, genauere Erkundigungen darüber zu erhalten. Hierauf nahm Hr. Wilberforce die erwähnten Bedingungsverschlüge zurück, sich jedoch vorbehaltend, sie bei einer spätern und günstigeren Gelegenheit neuerdings vorzubringen.

Im Verlauf der Verhandlungen über diesen Gegenstand nahm Hr. Montgomery Campbell, der einige Jahre zuvor in Madras ein öffentliches Amt bekleidet hatte, Anlaß, die bekehrten Eingebornen an der Küste Coromandel in ein sehr schlechtes Licht zu stellen, und während er Schwarzen alles verdiente Lob angebeihen ließ, den Werth seiner Arbeiten zu verringern und die Hoffnung, die Hindu's zum Christenthum zu bekehren, als

Verblendung darzustellen. Als die Kunde von diesen übeln Nachreden Schwarzen zu Kenntniß kamen, hielt er es für seine Pflicht, so ungeübt er auch im Wortstreit war, und so sehr er auch allen Schein von Selbstruhm verabscheute, seine Befehrten wie auch sich selbst gegen die über sie ergangenen ungerechten Anschwärmungen zu vertheidigen und die wohlthätigen Erfolge der Missionsbestrebungen in Indien zu beweisen.

In dieser Absicht schrieb er einen Brief an den Secretär der Gesellschaft für Verbreitung christlicher Erkenntniß, worin er die Verunglimpfungen seines Gegners im Parlament siegreich widerlegte und die Missionsfache rühmlich vertheidigte. Ein in dieser Sache sehr urtheilsfähiger Mann sagt hievon: „Es ist wohl in neuerer Zeit keine christliche Vertheidigung erschienen, die mehr das Gepräge der apostolischen Einfachheit und ursprünglichen Kraft der Wahrheit trüge als diese Vertheidigung des ehrwürdigen Schwarz.“ Sie erschien mit vollem Recht, von folgendem Zeugniß bevorrathet, im Jahresbericht der Gesellschaft.

„Da die Gesellschaft nach 40jähriger Erfahrung stets Ursache hatte Hrn. Schwarzens Redlichkeit und Wahrhaftigkeit in Berichten, seinen Eifer in Förderung christlicher Erkenntniß und seine Missionsarbeiten zu beloben, so ergreift sie diese Gelegenheit zur Anerkennung seiner treuen Leistungen, und seinen Brief, der eine richtige Darstellung von die Mission betreffenden Thatsachen enthält, der Betrachtung des Publikums zu empfehlen; indem sie glaubt, daß es ihm unmöglich sey im geringfügigsten Punkte von der Wahrheit abzugeben.“

Diesem verdienten Zeugniß der Gesellschaft war das des Marquis Cornwallis, nach seiner persönlichen Kenntniß und nach dem was er in Indien gehört, von der hohen Achtungswürdigkeit des Charakters Schwarzens beigelegt.

Der Brief selbst enthält Verschiedenes über den wohlthätigen Einfluß des Christenthums, und den treff-

lichen Missionar und seine Mitarbeiter im Süden Indiens, was schon in andern Theilen dieses Werkes enthalten ist; allein die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Erzählungsart gibt ihnen einen ganz neuen Reiz, so daß wir nicht zu befürchten haben, durch Wiederholungen die Leser zu langweilen. Auch werden einige weitere Umstände mitgetheilt, die in Verbindung mit dem männlichen Geist und der hohen Frömmigkeit die sich darin ausspricht, sehr geeignet sind die allgemeine Wirkung dieser herrlichen Vertheidigung christlicher Missionen zu verstärken. Hier folgt nun der Brief.

Tanjore, den 13. Februar 1794.

„Wohlehrwürdiger und werther Herr!

„Da das 74ste königliche Regiment an die beiden Orte Tanjore und das sechs englische Meilen davon entfernte Vallam vertheilt ist, so gehen wir gewöhnlich einmal wöchentlich nach Vallam, um den dortigen vier Compagnien Gottesdienst zu halten.

„Als ich unlängst dorthin kam, wurde mir No. 210 einer Zeitung, der Courier genannt, vom 24. Mai 1793 mitgetheilt.

„In diesem Blatte fand ich eine Rede von Hrn. Montgomery Campbell, welcher als Privat-Secretär mit Sir Archibald Campbell nach Indien gekommen war, worin mein Name in folgender Weise genannt wird.

„Hr. Montgomery Campbell stimmte entschieden gegen die Bedingung und verwarf die Befehung der Gentr's als unstatthaft. Die Missionare hätten allerdings Proselyten unter den Variars gemacht; allein dies seyen die alleruntersten Classen und hätten die Religion, die sie anzunehmen vorgegeben, geschändet.

„Hr. Schwarz, der verdienterweise sehr hoch geschätzt werde, habe gar keine Ursache sich der Reinheit seiner Nachfolger zu rühmen, da sie ihrer Ausschweifungen wegen zum Sprichwort geworden. Es falle ihm eben ein dahin einschlagendes Beispiel ein. Als er einmal Stundenlang dieser Rase von Proselyten über die

Häßlichkeit des Diebstahls gepredigt und in der Hitze der Rede seine Halsbinde abgelegt hatte, sey ihm diese samt der goldenen Schnalle von einem aus dieser tugendhaften und erleuchteten Versammlung gestohlen worden. Unter einem solchen Geschlecht von Eingebornen wirke die Lehre der Missionare. Leute hoher Kaste würden den Gedanken, die Religion ihrer Väter zu wechseln, mit Füßen treten.

„Da dieser Satz sich in einem öffentlichen Blatt befindet, so dachte ich, die verehrliche Gesellschaft würde es nicht übel nehmen, wenn ich einige Bemerkungen darüber mache; nicht um zu prahlen (was ich verabscheue), sondern um die reine Wahrheit zu bezeugen, und meine Brüder und mich zu verteidigen.

„Als ich vor etwa 17 Jahren in Tritschinopoli wohnte, besuchte ich die Gemeinde zu Tanjore, und langte auf dem Wege dahin sehr früh in einem Dorfe an, das von Kollaris bewohnt war (ein berühmtes Diebsgeschlecht); schon der Name Kollari (oder besser Kallar) heißt Dieb. Diese Kollaris ziehen des Nachts auf Raub aus und treiben Rinder und Schafe und was sie sonst finden können weg; und für diese Gewaltthaten zahlen sie dem Nadscha jährlich 1500 Tschakr oder 750 Pagoden. Von dieser Kaste wohnen viele im Gebiete von Tanjore; noch mehr aber in Tondiman's Gebiet, und ebenfalls im Gebiete des Nabobs.

„In einem dieser Dörfer angelangt, nahm ich meine Halsbinde ab und legte sie auf eine Sandbank. Indem ich etwas weiter ging, um nach dem Manne zu sehen der meine leinenen Kleider trug, achtete ich nicht auf die Binde, und einige Schelmenbuben nahmen sie unterdessen weg. Als die Einwohner von dem Diebstahl hörten, forderten sie mich auf, alle diese Knaben zu verhaften und sie zu züchtigen so hart ich wolle. Allein ich wollte das nicht, indem mir die Kleinigkeit dieser Mühe nicht werth schien.

„Daß solche Knaben, deren Väter anerkannte Diebe

sind, einen Diebstahl begehen, ist nicht zu verwundern. Alle Einwohner dieses Dorfes waren Heiden; nicht eine einzige Christenfamilie war unter ihnen. Viele Engländer sind auf ihrer Durchreise in diesem Dorfe bestohlen worden. Die Schnalle war also nicht von einem Christen gestohlen worden, wie Hr. Montgomery Campbell angibt, sondern von Heidenknaben. Auch predigte ich damals nicht, und Hr. Campbell sagt, ich predigte zwei Stunden. Ich sprach nicht einmal mit irgend jemand. Diese elende durchaus entstellte Geschichte wird nun von Hrn. M. Campbell angeführt, um die Lasterhaftigkeit von Christen zu beweisen, die er spottweise tugendhafte und erleuchtete Menschen nennt. Wenn er keine bessern Beweise hat, so ist sein Schluß auf auf einen schlechten Grund gebaut und ich kann seine Logik nicht bewundern: die Wahrheit ist gegen ihn.

„Auch das ist nicht wahr, daß der beste Theil von denen die unterrichtet wurden Pariars sind. Hätte Hr. M. Campbell auch nur einmal unsre Kirche besucht, so hätte er gesehen daß mehr als zwei Drittheile von den höhern Kasten sind; und so ist es auch in Tranquebar und Bevery.

„Wir wollen uns nicht rühmen; das aber darf ich getrost sagen, daß viele von denen die unterrichtet wurden, diese Welt mit Frieden und einer wohlgegründeten Hoffnung des ewigen Lebens verlassen haben. Daß einige der Unterrichteten und Getauften die Wohlthat des Unterrichts mißbraucht haben, ist ganz gewiß; aber alle wahren Diener Gottes, ja selbst die Apostel, haben diesen Kummer erfahren.

„Es wird behauptet, ein Missionar sey die Schmach irgend eines Landes. Lord Macartney und der selige General Coote würden ganz anders davon gedacht haben. Sie, und viele andere Personen von Ansehen, wissen und erkennen an, daß die Missionare der Regierung zum Nutzen und dem Lande zum Segen gereichen. Dafür könnte ich die stärksten Beweise anführen, und viele

Männer in England und Indien würden meine Behauptung bestätigen.

„Daß Missionar Gerike zu Cuddalore von ungemeinem Nutzen gewesen, weiß jeder Engländer der zur Zeit da der Krieg ausbrach dort war. Er war in der Hand Gottes das Werkzeug, wodurch Cuddalore von Plünderung und Blutvergießen verschont blieb. Mancher Engländer hatte es ihm zu verdanken, daß er nicht Heiders Gefangener wurde, was Lord Macartney freundlich anerkannte.

„Als Negapatam, diese an Volk und Schätzen so reiche Stadt, durch die unvermeidlichen Folgen des Kriegs in die tiefste Armuth versank, erwies sich Hr. Gerike an den unglücklichen Einwohnern als ein Vater. Er vergaß daß er eine Familie zu versorgen hatte. Viele verarmte Familien wurden von ihm unterhalten, so daß, als ich vor einigen Monaten daselbst predigte und das heilige Abendmahl austheilte, ich viele sah, welche ihr und ihrer Kinder Leben seiner uneigennütigen Sorgfalt verdankten. Fürwahr, mein Freund, dies konnte diesem Orte doch nicht zur Schmach gerechnet werden. Als die verehrte Gesellschaft ihn anwies der Gemeinde zu Madras vorzusehen, beklagten Alle seine Abreise. Und in Madras ist er bis auf diesen Tag vom Statthalter und vielen andern Standespersonen geschätzt.

„Es ist höchst unangenehm von sich selbst reden zu müssen. Ich hoffe jedoch, die verehrliche Gesellschaft werde einige Bemerkungen die ich jetzt machen will nicht als eitles sündliches Prahlen ansehen, sondern vielmehr als eine nöthige Selbstvertheidigung. Weder die Missionare noch irgendwelche Christen sind dem Wohle des Landes nachtheilig gewesen.

„Während des letzten Krieges war das Fort von Tanjore in einer sehr schwierigen Lage. Ein mächtiger Feind war nahe, das Volk im Fort zahlreich, und keine Lebensmittel selbst für die Besatzung. Es war Getraide genug im Lande, aber wir hatten keine Ochsen es ins

Fort zu bringen. Wenn die Landleute früher Reis in das Fort brachten, beraubten die habfüchtigen Dubaschen sie ihres ehrlichen Geldes. Daher war alles Zutrauen dahin; die Einwohner trieben ihr Vieh hinweg und wollten dem Fort nicht beistehen. Der verstorbene Nadscha befahl seinem Volk, ja er hat es durch seine Verwalter, zu Hülfe zu kommen; aber alles umsonst.

„Endlich sprach der Nadscha zu einem unserer höchsten Standespersonen: „Wir alle, Ihr und ich, haben unser Zutrauen verwirkt; so laßt uns nun versuchen, ob die Einwohner Hrn. Schwarz vertrauen.“ Er sandte mir demnach ein unbeschriebenes Papier und ermächtigte mich einen angemessenen Vertrag mit dem Volk zu schließen. Es war die höchste Zeit. Die Sipoy's fielen von Hunger ausgemergelt todt zur Erde. Jeden Morgen waren die Gassen mit Leichen bestreut. Unsere Lage war jämmerlich. Ich sandte jetzt allenthalben Briefe hin, und versprach jeden eigenhändig zu bezahlen und sie für jeden Ochsen zu entschädigen der ihnen vom Feinde genommen werden möchte. Nach ein paar Tagen hatte ich über Tausend Christen, und sandte einen unserer Katechisten und andere Christen auf's Land. Sie gingen mit Lebensgefahr, beistelten sich so viel wie möglich, und brachten in sehr kurzer Zeit 80,000 Kalam ins Fort. Dadurch war das Fort gerettet. Als alles vorüber war, bezahlte ich die Leute (zum Theil aus Geld das Andern gehörte) schenkte ihnen eine Kleinigkeit und sandte sie nach Hause.

„Als das Jahr darauf Oberst Braithwaite mit seiner ganzen Mannschaft in Gefangenschaft gerieth, befehligte Major Mcock dieses Fort und benahm sich gegen das arme ausgehungerte Volk sehr gütig. Wir waren dann zum zweiten Male in demselben erbärmlichen Zustande. Der Feind überzog allemal das Land wenn die Ernte nahe war. Ich wurde wiederum gebeten, das frühere Mittel zu versuchen, und es gelang. Da die

Leute wußten, daß ihnen die Bezahlung nicht vorenthalten würde, so kamen sie mit ihrem Vieh. Jetzt aber war die Gefahr größer, indem der Feind sehr nahe war. Die Christen geleiteten die Einwohner an die geeigneten Orte, wobei sie sich der größten Gefahr ihres Lebens aussetzten. Sie weinten daher, gingen, und versahen das Fort mit Getraide. Nachdem die Leute bezahlt waren, erkundigte ich mich genau bei ihnen, ob irgend welche Christen Geschenke von ihnen genommen hätten. Alle sagten: „Nein, nein! da wir gehörig bezahlt wurden, boten wir Ihrem Katechisten ein geringes Tuch, aber er schlug es entschieden aus.“

„Hr. M. Campbell sagt aber, die Christen seyen sprichwörtlich ruchlos. Wäre er hier, ich wollte ihm bezeugen wer die ruchlosen Leute sind die das Land ausfangen. Wenn ein Dubasch in 10 oder 15 Jahren 2, 3 oder 4 Lacks Pagoden zusammenscharrt, ist nicht diese Erpressung ein hoher Grad von Ruchlosigkeit? Sah sich doch die Regierung genöthigt einen Befehl ergehen zu lassen, daß drei dieser Centu Dubaschen das Gebiet Tanjore verlassen sollten. Die schauderhaften Verbrechen die sie begingen erfüllten das Land mit Klagen; ich habe jedoch keine Lust sie aufzuzählen.“

„Es wird behauptet die Eingebornen würden durch Missionare leiden. Wenn diese wahre Christen sind, so könnten die Eingebornen unmöglich irgend welchen Schaden durch sie leiden; sind sie nicht was sie zu seyn bekennen, so sollten sie entlassen werden.“

„Als Sir Archibald Campbell Statthalter und Hr. M. Campbell sein Privat-Secretär war, waren die Einwohner von Tanjore vom Verwalter und den Dubaschen von Madras so jämmerlich gedrückt, daß sie das Land verließen. Natürlich hörte aller Ackerbau auf. Im Juni sollte angefangen werden; Anfangs September aber war noch nichts gethan worden; Jedermann befürchtete eine Hungersnoth. Ich bat den Nadscha die schändliche Bedrückung einzustellen und die Einwohner

zurück zu rufen. Er ließ ihnen melden daß ihnen Recht werden solle; allein sie trauten ihm nicht. Nun hat er mich ihnen zu schreiben und sie zu versichern, daß er auf meine Fürsprache hin ihnen freundlich seyn werde. Ich that es, und Alle kamen sogleich zurück. Die ersten, die meinem Worte glaubten, waren die Kallars (oder Kollaris, wie man sie gewöhnlich nennt), so daß 7000 Menschen an einem Tag zurückkamen. Die andern Eingebornen folgten ihrem Beispiel. Als ich sie ermahnte allen möglichen Fleiß anzuwenden, da die Zeit des Pflanzens beinah vorüber sey, gaben sie folgende Antwort: „Da Sie uns Liebe erwiesen haben, so sollen Sie keine Ursache haben es zu bereuen: wir wollen Tag und Nacht arbeiten, um Ihnen unsere Achtung zu beweisen.“ Sir Archibald Campbell freute sich als er das hörte; und wir hatten uns einer bessern Ernte zu erfreuen als das Jahr zuvor.

„Da fast keine Rechtspflege im Lande war, hat ich den Nadscha dringend eine solche anzuordnen. „Gut,“ sagte er, „lassen Sie mich nur wissen, worin mein Volk bedrückt ist.“ Ich that es. Er trat meinem Vorschlag sogleich bei und sagte seinem Verwalter, wenn die Bedrückung nicht auf der Stelle aufhöre, so werde er seinen Unwillen zu fühlen bekommen. Er starb jedoch bald hierauf und sah den Erfolg nicht mehr.

„Als der gegenwärtige Nadscha seine Regierung antrat, brachte ich dem Statthalter Sir A. Campbell diesen nothwendigen Punkt ins Andenken. Er forderte mich auf den Entwurf zu einem Gerichtshof zu machen, und ich that es; allein er wurde von den Dienern des Nadschas, welche das Recht gewöhnlich dem Meistbietenden zuerkannten, bald hintangesetzt.

„Als die verehrliche Compagnie während des Krieges das Land in Besitz nahm, wurde der Plan einer Rechtsverwaltung wieder aufgenommen, und viele Leute wurden dadurch glücklich. Als sie aber dem Nadscha zurückgegeben wurde, trat die frühere Unordnung wieder ein.

„Während der Ueberrahme bat mich die Regierung den Collectoren beizustehen. Das Bezirk westlich von Tanjore war gar sehr vernachlässigt worden, so daß die Wässerungsgräben seit 15 Jahren nicht gereinigt worden waren. Ich schlug dem Collector vor 500 Pagoden zu ihrer Reinigung vorzuschicken, und er willigte ein wenn ich die Arbeit beaufsichtigen wolle. Unter der Aufsicht von Christen wurde die Arbeit begonnen und vollendet. Der ganze Bezirk erfreute sich eines Mehrertrags von 100,000 Kalam über die früheren Jahre. Die Eingebornen bezeugten daß sie jetzt vier Kalam statt wie sonst eines ernteten.

„Kein Eingeborner hat von Christen gelitten; keiner hat sich dessen beklagt. Im Gegentheil, einer der reichsten Einwohner sprach zu mir: „Mein Herr, wenn Sie uns Jemanden zusenden, so senden Sie einen der alle Ihre zehn Gebote gelernt hat.“ Denn er und viele Hundert Eingeborne waren zugegen als ich Heiden und Christen die christliche Lehre erklärte.

„Die Eingebornen fürchten das Verfahren der Dubaschen von Madras. Diese Leute borgen dem Nadscha Geld auf übermäßige Zinsen, und erhalten dann Erlaubniß ihr Geld sammt Zins in einem bestimmten Bezirk einzutreiben. Die Folgen sind leicht zu ermessen.

Als die Kollaris auf ihren Plünderungszügen arge Gewaltthaten verübten, wurden Sipoy's ausgesandt um Ordnung herzustellen; allein es half nichts; und nun ersuchte die Regierung mich dieses Diebsgeschäft zu untersuchen. Ich sandte Briefe an die vornehmsten Kollaris, und sie erschienen. Wir fanden bis zu einem gewissen Grade heraus wie viel die Kollaris von Tanjore, Tondiman und die des Nabobs, gestohlen hatten und drangen auf Vergütung; welche auch erfolgte. Endlich versprachen alle schriftlich nicht mehr zu stehlen. Sie hielten dies Versprechen acht Monate lang, und fingen dann ihr gewohntes Geschäft wieder an; doch nicht wie zuvor. Hätte man fortgefahren ihr Betragen zu be-

wachen, sie hätten zu nützlichen Menschen werden können. Ich drang darauf, daß sie ihre Felder bauen, und sie thaten es mit Willigkeit. Werden aber die Erpressungen übermäßig, so haben sie kein anderes Mittel, wie sie meinen, als Plünderung.

„Endlich verlangten einige der diebischen Kollaris nach Unterricht. Ich sagte ihnen: „Ich bin verpflichtet euch zu unterrichten; allein ich fürchte, ihr werdet sehr schlechte Christen werden.“ Sie versprachen jedoch Besserung. Ich unterrichtete sie, und als sie in der Erkenntniß einige Fortschritte gemacht, wurden sie getauft. Nun ermahnte ich sie, nicht mehr zu stehlen, sondern fleißig zu arbeiten. Nachgehends besuchte ich sie, und nachdem ich ihre Kenntnisse geprüft, ließ ich mir auch ihre Arbeit zeigen. Ich sah mit Vergnügen, daß ihre Felder trefflich angebaut waren. „Jetzt,“ sagte ich, „fehlt euch noch Eines. Ihr müßt eure Abgaben freiwillig entrichten, und nicht warten bis sie durch Soldaten eingetrieben werden.“ Denn das ist sonst der Brauch bei ihnen. Bald darauf vernahm ich daß sie ihre Abgaben richtig bezahlten. Die einzige Klage gegen diese christlichen Kollaris war, daß sie sich weigerten mit den Andern auf Plünderung auszuziehen, wie sie früher thaten.

„Nun weiß ich wohl, daß man mich des Selbstühmens beschuldigen wird. Ich gestehe es auch unverhohlen; werfe aber die ganze Schuld auf die, welche mich zu dieser Thorheit gezwungen haben. Ich hätte noch mehr sagen können; da ich aber fürchte gewisse Personen dadurch in Nachtheil zu setzen, so halte ich hier inne. Eines aber behaupte ich vor Gott und Menschen, daß wenn das Christenthum in seiner einfachen und unverhüllten Gestalt gehörig verbreitet würde, das Land dadurch nicht leiden sondern gewinnen würde.

„Wenn Christen in wichtigen Aemtern stünden, so sollten sie für Vergehungen doppelt bestraft werden; sie

aber gänzlich auszuschließen ist nicht recht und entmuthiget.

„Der Gott der Herrlichkeit und unser hochgelobter Heiland befahl seinen Aposteln das Evangelium allen Völkern zu verkündigen. Die Erkenntniß Gottes, seiner göttlichen Vollkommenheiten, und seiner Barmherzigkeit gegen die Menschen, kann mißbraucht werden; aber es gibt kein anderes Mittel die Menschen zu retten, als durch gründlichen Unterricht. Daß die Heiden ohne die Erkenntniß Gottes einen guten Wandel führen werden ist eine eitle Hoffnung.

„Das von vielen unserer Geschichtschreiber den Heiden dieses Landes ertheilte Lob wird durch eine genaue (ich dürfte fast sagen oberflächliche) Beobachtung ihrer Lebensweise widerlegt. Viele Geschichtswerke gleichen mehr einer Dichtung als einer Geschichte. Viele Europäer hier sind erstaunt, wie gewisse Geschichtsschreiber ihre Talente durch Fabeldichtung entehrt haben.

„Ich bin nun am Rande der Ewigkeit; bezeuge aber bis auf diesen Augenblick, daß ich es nicht bereue 43 Jahre hier im Dienste meines göttlichen Meisters verlebt zu haben. Wer weiß ob nicht Gott einige der großen Hindernisse zur Verbreitung des Evangeliums aus dem Wege räumen wird? Hätte eine Umwandlung bei den Europäern statt, es würde ohne Zweifel diesem Lande zum größten Segen gereichen.

„Diese Bemerkungen erlaube ich mir der verehrlichen Gesellschaft vorzulegen, sammt meinem demüthigen Dank für alle ihre an diesem Werke erwiesenen Wohlthaten, und mit dem aufrichtigen Wunsche, daß ihre frommen und edeln Bemühungen für Verbreitung der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi an vielen Tausenden gesegnet seyn möge. — Ihr Sie aufrichtig liebender Bruder und demüthiger Diener E. F. Schwarz.“

Dieser meisterhafte Brief gibt zu verschiedenen Betrachtungen Anlaß. Der Umstand der ihn hervorrief, die ganz verdrehte Darstellung des Hrn. M. Campbell,

zeigt aufs deutlichste wie wenig man sich auf Berichte über Missionare und ihre Handlungen verlassen kann, selbst wenn sie von solchen kommen die sich persönlicher und örtlicher Bekanntschaft rühmen, die aber der Verbreitung des Christenthums in Heidenländern ungünstig oder doch dagegen gleichgültig sind. Auch ist es merkwürdig daß nur wenige Monate ehe Hr. Campbell seine Beschuldigungen gegen die Bekehrten der Küste Coromandel vorbrachte, die wichtige Umwandlung, welche nach Schwarzens Erzählung durch Gottes Segen auf seine Arbeit erfolgte, gerade unter derjenigen Menschenklasse sich zutrug die so ungerechterweise als christliche Diebe gebrandmarkt worden waren. Die heidnischen Kollaris versammelten sich in Folge derselben und drohten das Christenthum aus ihrem Lande zu vertilgen; wurden aber zuletzt durch Schwarzens und seiner Katechisten Ermahnungen, sowie durch sanftes und geduldig Betragen ihrer bekehrten Landsleute bewogen von ihrer Feindseligkeit abzustehen, und kehrten friedlich zu ihren Wohnungen zurück.

Es könnte kaum ein überzeugenderer und siegreicherer Beweis für den wohlthätigen Einfluß des Christenthums auf die zeitliche Wohlfahrt heidnischer Völker geliefert werden als der im Obigen enthaltene; während die eigene Fähigkeit, ächte Bescheidenheit und erhabene Frömmigkeit des ehrwürdigen Missionars auf den hohen Adel seines Charakters und den großen Werth seiner Arbeiten ein neues Licht wirft. Auch unterzog sich Hr. Campbell der Demüthigung, als er sah, wie gründlich Schwarz seine Entstellungen beleuchtete, ihm einen Entschuldigungsbrief zu schreiben, in welchem er ihn versicherte seine Rede sey fehlerhaft in den Zeitungen mitgetheilt worden.

Im Jahr 1795 meldete Schwarz über die Mission, wie sehr ihm und den andern Missionarien daran liege, den Täuflingen gründlichen Unterricht zu verschaffen.

„Die Missionare,“ sagt er, „sind überzeugt, daß ohne

gehörige Schriftkenntniß kein christlicher Wandel von ihnen erwartet werden kann. Nach der Taufe wird der Unterricht, so oft sich Gelegenheit findet, erneuert; und so oft das heilige Abendmahl ausgetheilt wird, stellen sich die Communicanten einige Tage zuvor ein, damit ihre Zu- oder Abnahme in der Erkenntniß erkannt werden möge. Zu solchen die in einer beträchtlichen Entfernung wohnen wird ein Katechist geschickt um sie zu unterrichten und ihren Wandel zu beobachten.“

Sattianaden, berichtet er der Gesellschaft, war nach Ramanadapuram gesandt worden, wo einige Heiden einen Wunsch nach Unterricht bezeugt hatten. Bei diesem Werk sollte er eine geraume Zeit verweilen und dann auf seinen Posten in Palamcotta zurückkehren. Im Laufe des Jahres hatten die Pocken ungemein in Tanjore gewüthet, und 50 Gemeindeglieder weggerafft. Durch Einimpfung aber sey Mancher Leben gerettet worden.

In Ansehung aber der Umstände der Missionare überhaupt fühle er große Betrübniß. Ein würdiger Bruder zu Tranquebar, Hr. König, der 27 Jahre lang die portugiesische Gemeinde bediente, sey gestorben, und habe die Zahl der dänischen Missionare auf zwei herab gebracht. „Wir bitten Gott,“ setzt er hinzu, „daß er neue Arbeiter in seinen Weinberg senden wolle.“

In einem Brief des neulich von der Gesellschaft in Bepery angestellten Missionars Bezold kommt eine Stelle vor die wie viele andere bereits angeführte seinen großen Verstand und seine Tüchtigkeit beurfunden.

„Auf einer Reise nach Tanjore,“ erzählt er, „in Gesellschaft des Missionars Schwarz, war ich zu Tripator bei einer Unterhaltung zwischen diesem trefflichen Missionar und etwa zwanzig Brahminen zugegen. Er trug ihnen die christliche Lehre vor und wies ihren großen Vorzug vor ihrem Gözenthum nach. Ihre Antwort war gewöhnlich: „Wohl wahr, eure Lehre, eure Religion ist sehr schön, aber sie verträgt sich nicht mit

Fleisch und Blut; sie ist unsern fleischlichen Neigungen zuwider; sie streitet wider die angeborne Lust zum Bösen und wider weltliche Vergnügungen. Ueberdies sehen wir eure Christen nicht ihrer Lehre gemäß leben; sie scheinen gerade das Gegentheil zu thun: sie fluchen, schwören, saufen; sie stehlen, betrügen und hintergehen einander; ja sie lästern und spotten über Religion, und höhnen oft diejenigen die für fromm gelten. Kurz, ihr Christen führt euch oft so schlecht auf, wo nicht schlechter, als wir Heiden. Was nützt denn nun aller euer Unterricht und Anpreisung der christlichen Religion, wenn sie nicht die Lebensweise eurer eignen Leute umwandelt? Soltet ihr nicht zuerst eure Christen bekehren ehe ihr euch an die Heiden wendet?“ Solche Einwendungen, sagt Hr. Bezold, beantwortete Schwarz so treffend und mit so gewaltigem Nachdruck, daß die Brahminen zuletzt einmüthig ausriefen: „Wahrlich, ihr seyd ein Heiliger, und wenn alle eure Christen dächten, sprächen und lebten wie ihr, so wollten wir unverzüglich uns den Wechsel gefallen lassen und auch Christen werden.“

So ging auch dieses Jahr seines höheren Alters unter gesegneter Arbeit vorüber und er sah die Saaten seiner Jugend und seiner Manneskraft immer schöner heranblühen. Noch als er sein siebenzigstes Lebensjahr antrat konnte er über die Ereignisse des vergangenen Jahreslaufes hinblickend von Siegen und Fortschritten mit Lob der göttlichen Barmherzigkeit reden. Er konnte melden, daß im Jahre 1765 29 Heiden durch Unterricht und Taufe gegangen, daß 24 römische Katholiken für die evangelische Kirche gewonnen worden seyen, und die Schaar armer Wittwen, die er versammelt hatte, um durch Spinnen sich zu ernähren, die Zahl der Mädchen, die er unterrichtete, während sie strickten, war gewachsen; er selbst hatte jeden Sonntag gepredigt und täglich catechetischen Unterricht ertheilt.

„Da ich,“ schreibt er, „nicht weit zu gehen im Stande bin, so besuche ich die Christen in zwei Gassen

in der Nähe der Kirche. Nachdem ich sie katechisirt, pflege ich ihnen die Grundlehren des Christenthums beizubringen; hierauf befrage ich sie über ihre Beschäftigungen, sehe ihre Arbeit an, und schliese den Tag mit einer Andacht. Die Katechisten besuchen und unterrichten die entfernt wohnenden Christen und sprechen mit den Heiden der umliegenden Flecken und Dörfer. Zu Hause zurück, lesen sie ihre Tagebücher vor.“

Es waren in Tanjore, Ramanadapuram und Palamcotta zwölf Katechisten, welche einen monatlichen Gehalt von im Ganzen 60 Pfund das Jahr empfangen. Sattianaden wurde von der Gesellschaft besoldet, die Katechisten von Schwarz. Die Waisenschule, worin 15 Hinduknaben unterrichtet, gespiesen und gekleidet wurden, brauchte jährlich etwa 40 Pfund zur Unterhaltung.

„Da die verehrliche Compagnie,“ sagt dieser edle Mann, „mir bisher etwas zuerkannt hat, so betrachte ich es als eine Gabe für die Mission. Mein Mitarbeiter, Hr. Jänike, hat Antheil daran. Ueberdies bezahle ich seine Ausgaben wenn er aufs Land reist; ich halte das für meine Pflicht. Könnte die verehrte Gesellschaft uns in Bestreitung solcher Extraunkosten beistehen, so wären wir froh und für solche Güte sehr dankbar.“ Zwei junge Männer, welche zu Tanjore unterrichtet worden waren, hätten, schreibt er, zu Ramanadapuram zwei Schulen und eine zu Palamcotta errichtet, und diese Schulen würden mit Büchern aus dem Missionsvorrath versehen. Sattianaden, fährt er fort, habe sein Tagebuch an Hrn. Jänike geschickt, der, sobald seine Gesundheit es erlaube, einen Auszug davon an die Gesellschaft zu senden gedenke. Er schloß mit Bezeugung seines demüthigen und ehrerbietigen Dankes für ihre fortwährende Liebe gegen sie und die Mission.“

In allen seinen Briefen, die nur Ausdruck seiner Herzensfrömmigkeit und seiner Sehnsucht nach der ewigen Heimath waren, finden wir nur diese Gegenstände seiner Arbeit und Sorge genannt und nicht die leiseste

Hindeutung auf andre, die ihn damals sehr beschäftigten. Der frühere Gouverneur Sir Archibald Campbell hatte, wie schon früher berichtet, nach der Adoption des jungen Serfudschi durch den vorigen Nadscha, einen Besuch in Tanjore gemacht und auf Anregung Amir Singhs eine Untersuchung über die Rechtmäßigkeit dieser leztwilligen Verfügung angestellt. Zwölf Panditi (Gelehrte) sollten dieselbe nach den Schastra's prüfen. Hier konnte Schwarz, weil er die Sanskritsprache der heiligen Bücher nicht verstand, und weil das Geschäft sehr rasch abgemacht wurde, keinen Einspruch gegen ihre die Rechte Serfudschi's vernichtende Entscheidung thun. Amir Singh wurde nach dem Spruch des Gouverneurs Nadscha von Tanjore. Nachher aber erschien in Bengalen eine Uebersetzung der Hindu-Gesetze und Schwarz war erstaunt zu finden, daß in diesen der Ausspruch jener Brahminen nicht gegründet war. Jetzt ging Schwarz an Untersuchung der Sache und sprach seine Ueberzeugung aus, daß die Brahminen bestochen waren.

„Ihrer fünf, die zuvor keine Anstellung hatten, werden in des Nadscha's Dienste genommen. Andere würden sogleich ihre Ländereien verlieren, wenn sie bekenneten. Einer bezeugte, Hoffnung und Furcht habe ihn bewogen; er sey sich bewusst Unrecht gethan zu haben; da aber, sagte er, der gegenwärtige Nadscha, schon ehe er verkündigt wurde, im Besitz des Landes und des Schazes war, hatte Jedermann Hoffnung und Furcht. Unter solchen Umständen hatten Sie keinen Grund eine gerechte Entscheidung von uns zu erwarten. Sein Geld hat ihn zum König gemacht; wollen Sie aber, daß wir öffentlich bekennen sollen, so müssen Sie uns öffentlich beschützen.“ Dies wird einigermaßen durch eine Erklärung bestätigt, welche der gegenwärtige Nadscha in Gegenwart des Hrn. De Souza, eines Portugiesen, Sir Archibald Campbell's Dubasch, Schevarow und mir selbst machte, zur Zeit da Hr. Petrio nach Tanjore gesandt wurde, um den Nadscha zur Bezahlung des Rückstandes

zu nöthigen. Der Radscha sagte dann: „Wenn sie mich gar zu sehr drängen, so will ich alles bekennen und einen Sturm über ganz England erregen. Denn sie haben alle Geld von mir erhalten außer Hr. Schwarz.“ Ob die, welche damals zugegen waren, diese Erklärung zu bestätigen bereit wären, weiß ich nicht; ich aber könnte es auf's feierlichste bestätigen.“

Schwarz ließ sich mit dem englischen Residenten in eine genaue Untersuchung dieser Rechtsfrage ein und übersandte seine Ergebnisse mit einem Briefe der schon öfters genannten fürstlichen Wittwe an den neuen General-Gouverneur Sir John Shore (Lord Teignmouth) nach Calcutta. Die Klarheit der Beweise und das Gewicht des ehrwürdigen Namens unseres Missionars thaten ihre Wirkung. Eine sorgfältige Untersuchung brachte ans Licht, daß Sir Archibalds Entscheidung, so trefflich auch dieser würdige Gouverneur sonst gehandelt und so sehr auch in dieser Sache seine unbezweifelbare Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe hervortrat, auf einer falschen Angabe der Brahminen beruhte. Sie wurde aufgehoben und Serfudschi stand als rechtmäßiger Thronerbe da. So hatte Schwarz noch im hohen Alter die Freude, den Trug und das Unrecht verschwinden zu sehen, welchen die Lügnerlei besochener Brahminen, die böswillige Arglist der schlauen Familie Schewarow, die Herrschsucht Amir Sings zur Thatsache gemacht und das Siegel eines Regierungsbeschlusses, sowie ein Zeitraum von 9 Jahren befestigt hatten. Es war jetzt nur noch die Bestätigung des neuen Entscheides durch den Directoren-Hof in London zu erwarten, den aber der ehrwürdige Schwarz nicht mehr erleben sollte. Ueber seine Thätigkeit auf dem Gebiete der Politik möge die nachfolgende Bemerkung genügen.

Da er so viele Jahre mit den Hauptpersonen am Hofe Tanjores, sowie mit andern Männern von Rang, in freundschaftlichem und vertraulichem Umgang gestanden, so erlangte er natürlich eine klarere Einsicht in die

geheimen Triebfedern und Beweggründe seiner Umgebung als irgend ein anderer. Die Folge hievon in Verbindung mit seiner unverbrüchlichen Rechtschaffenheit und Unabhängigkeit war, daß er nach und nach genöthigt ward mittelbar oder unmittelbar fast an jeder öffentlichen Verhandlung in Bezug auf Landjore Theil zu nehmen. „Die Redlichen,“ äußerte treffend ein späterer ausgezeichneteter Resident an jenem Hofe, „suchten natürlich seinen Rath und Beistand; den Unredlichen lag es an, den Beitritt seines verehrten Namens zu erhalten.“

Es war noch im Jahre 1796, daß Dr. Schulze in Halle zwei neue Missions-Candidaten, einen für Calcutta, den andern für die Küste Koromandel nach England absenden konnte.

Die so oft geäußerten sehnlichen Wünsche Schwarzgens nach neuen Arbeitern schienen also in Erfüllung gehen zu sollen. Im Frühjahr darauf schifften sich die Missionare Ringeltaube und Holzberg nach Indien ein; der eine aber verließ bald nachher die Gesellschaft, und der andere, dessen Ankunft eine Zeitlang die schwindeuden Tage seines ehrwürdigen Vorgesetzten erheiterte, hatte leider die neologische Ansichten eingefogen, wovon schon damals die deutschen Universitäten durchdrungen waren, und obschon er mehrere Jahre im Dienste der Mission verlebte, so verminderte er die Kraft und Wirksamkeit derselben statt sie zu vermehren.

Schwarzgens Liebe zu seinem trefflichen Freund und Mitarbeiter Gerike ist bereits bekannt. In seinem Tagebuch von diesem Jahre erwähnt er mit Nührung eines häuslichen Leidens dieses theuern Mannes und wiederholt das schon früher gegebene rühmliche Zeugniß seines Charakters. Er schreibt:

„Der Herr bewahre unsern theuern Bruder Gerike! Der frühe Tod seiner Tochter ging ihm sehr nahe. Seine Demuth, Zufriedenheit und Uneigennützigkeit werden von Heiden und Christen wahrgenommen und geschätzt. Ich kann Gott nicht genug danken, daß Er mir einen so

demüthigen, unermüdblichen und aufmerksamen Gehülffen geschenkt hat. Er arbeitet von Früh bis in die Nacht und ist immer vergnügt.

Am seinem 70sten Geburtstag ergoß Schwarz sein Herz in folgenden Zeilen an seinen Freund Professor Schulz:

Tanjore, den 8. October 1796.

„Ebenezer! Bis hieher hat mir der Herr geholfen. Heute trat ich mein 71stes Jahr an. O des Reichthums seiner Gnade, Barmherzigkeit, und Geduld, die ich seit 70 Jahren genossen! Preis, Ehre und Anbetung dem barmherzigen Gott, Vater Sohn und heiligen Geist, für die unzähligen Beweise seiner überschwänglichen Gnade. Wer bin ich, armer elender Sünder, daß du mich bis hieher geführet hast? Gott, verlasse mich im Alter nicht, sondern laß mich zur Aufmunterung Anderer erzählen mit welcher Barmherzigkeit du meiner geschont, mir vergeben und mich getröstet hast; und mögen sie bewogen werden ihr Vertrauen auf dich zu setzen.“

„Noch bin ich im Stande ohne allzugroße Anstrengung Jung und Alt zu unterrichten. Diese Arbeit ist mir so erquickend, daß ich Gott herzlich für Erhaltung der Gesundheit und Kraft danke um Heiden und Christen den Namen dessen zu verkündigen der Christum uns zum Heiland gesandt und Ihn uns zur Weisheit und Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung gemacht hat. Rühme die Welt so viel sie wolle; mein Ruhm ist der Herr, von dem allein meine Seligkeit kommt.“

Folgender Auszug aus einem andern Brief zeugt von seiner Kenntniß der traurigen Abweichung einiger der deutschen Kirchen von den Grundlehren des Evangeliums; und während er der fortgehenden Abnahme seiner Arbeiten erwähnt, gedenkt er zugleich seiner wachsamem Vorbereitung auf eine bessere Welt.

„Unsere Umstände sind etwas traurig; aber dem Herrn fehlt's nie an Mitteln. Er kann Arbeiter in sei-

nen Weinberg senden. Aber ach! der treuen Arbeiter sind wenige!

„Der gegenwärtige Zustand der Kirchen in Deutschland ist wirklich jämmerlich. Sie haben ein Evangelium erfunden, welchem Paulus und die andern Apostel völlig fremd waren. Viele verwerfen die Lehre von der Veröhnung und den heiligenden Wirkungen des Geistes Gottes.

„Ich habe nun mein 70stes Jahr vollendet. Bis hieher hat der Herr mich erhalten und beschützt. Ich kann keine weiten Reisen zu den Heiden mehr machen; doch bin ich noch im Stande meine gewöhnlichen Geschäfte in der Kirche und Schule zu besorgen. Auch besuche ich noch mitunter die in der Nähe zerstreut wohnenden Christen, wofür ich demüthig Gott preise. Ich habe bis jetzt Alle, die um die Taufe oder das Abendmahl baten, persönlich unterrichtet.

„Wie lange mich Gott noch an meinem Posten lassen will, ist Ihm allein bekannt. „Meine Zeiten sind in seiner Hand.“ Er hat mein unwürdiges Gebet erhört, daß ich im hohen Alter nicht ganz unbrauchbar werden möge. Ich halte es für einen meiner höchsten Vorzüge, daß ich noch täglich unter Christen und Heiden seinen Namen verkündigen darf. Vor einigen Monaten glaubte ich am Rande der Ewigkeit zu stehen, da ich plötzlich mit einem peinlichen Druck auf der Brust befallen wurde. Ich betrachte es als einen Ruf vom Herrn mich bereit zu halten, Er möge kommen zu welcher Stunde Er wolle.“

Neunzehntes Kapitel.

Schwarzens Vorliebe zum ehelosen Stand der Missionare. Gedanken über diesen Punct. Schwarzens letzte Krankheit und Tod. Seine letzten Worte an Serfudschi und seine letzte Rede überhaupt. Allgemeine Trauer über seinen Tod. Serfudschi auf den Thron erhoben. Ausdruck seiner Hochachtung für Schwarz. Läßt Schwarzgen ein Denkmal errichten. Seine eigene Grabschrift. Fernere Beweise seiner Werthschätzung. Seine Gespräche mit Dr. Buchanan und den Bischöfen Middleton und Heber. Schwarzens Testament.